



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Französische Liebenswürdigkeiten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Französische Liebenswürdigkeiten.



aß selbst ein Mitarbeiter der Revue des deux mondes, der, wenn wir nicht irren, sogar Professor der Geographie ist, nicht frei ist von dem französischen Erbübel, der geographischen Unwissenheit, das beweist Herr Lavisse, wenn er in einem Artikel von Mainzer Preußen und Königsberger Preußen spricht. Also nach Herrn Lavisse gehört Mainz zu Preußen!

Mit besondrer Vorliebe führen heutzutage die französischen Schriftsteller, wenn sie Deutschland verhöhnen wollen, als Gewährsmann Heinrich Heine an, und wenn etwas dem jetzigen Geschlechte diesen geistreichen Dichter verleiden kann, der leider sein großes Talent so schnöde mißbraucht hat und in seiner durch Frankreich erkauften Vaterlandslosigkeit — er bezog bekanntlich einen festen Jahreslohn von 4800 Franken von der französischen Regierung —, trotz aller in Berlin genossenen Wohlthaten seinen blinden Preußenhaß nie verleugnen konnte, so ist es diese undeutsche, für das Franzosentum schwärmende Gesinnung, die gerade unter den jetzigen Verhältnissen für uns schlechthin widerlich ist. Wenn sich aber leider die Franzosen für ihre Gehässigkeit gegen alles Deutsche mit mehr oder weniger Berechtigung auf Heine berufen können, so sollte man von einem ernstem und ehrlichen Schriftsteller — und als solcher will doch hoffentlich Herr Lavisse angesehen werden — erwarten, daß er wenigstens genau und gewissenhaft zitiere und seinen Lesern nicht sein eignes Phantasiegebilde als Heinisches Erzeugnis aufstische. Er sagt nämlich in dem erwähnten Artikel: „In einem seiner merkwürdigsten Gedichte beschreibt Heine mit einer so ausführlichen Ausmalung aller Einzelheiten, daß es aussieht, als ob er dem Schauspiel in der vordersten Reihe der Neugierigen beigewohnt habe, den Gang des deutschen Kaisers zur Guillotine.“ Nun, der Verfasser dieser Zeilen kennt

aus seiner Jugendzeit, wo er die damalige Modekrankheit der Heineschwärmerei redlich mit durchgemacht hat, die Heineschen Gedichte ziemlich genau, aber er kennt keins, worin der deutsche Kaiser zur Guillotine ginge. Er kann also nicht umhin, diese Behauptung des Herrn Lavisse für eine grobe Fälschung zu erklären, wie sie sich die Franzosen nicht selten entweder aus mangelhafter Kenntniß der deutschen Sprache zu Schulden kommen lassen — denn wie käme selbst heutzutage ein Franzose dazu, das Deutsche gründlich zu lernen, das erst kürzlich der Modeschriftsteller Daudet eine Sprache von „Räubern und Mördern“ genannt hat — oder geradezu absichtlich begehen, wenn ihnen eine solche Fälschung des Effektes halber gerade in den Kram paßt.

Wie wenig genau es überhaupt die französischen Schriftsteller mit der Wahrheit nehmen, beweist wiederum Herr Lavisse oder eigentlich der Verfasser des Buches *L'Allemagne actuelle* (Paris, 1887), welches jener in seinem Artikel der *Revue des deux mondes* bespricht, an der Stelle, wo er die Einweihung des Niederwalddenkmals im September 1883 erzählt. Da soll, während der Kaiser und die andern Fürsten um das Denkmal versammelt waren, ein Sturm durch die Lüfte gesauft sein; die Wolken seien von Windstößen gejagt worden und hätten die Sonne, deren fahler Schein in Zwischenräumen geleuchtet habe, bald bedeckt, bald enthüllt; heftige Güsse von Regen und Hagel hätten den Niederwald gepeitscht und die Wellen des Rheins in Aufruhr gebracht! Zum Glück hat der Verfasser dieser Zeilen damals der Feier auf dem Niederwalde beigewohnt und kann wahrheitsgemäß bezeugen, daß dieser melodramatisch aufgepußte Wetterbericht des Herrn Franzosen im wahren Sinne des Wortes aus der Luft gegriffen ist. Der Himmel war an jenem denkwürdigen 28. September 1883 in den ersten Vormittagsstunden zweifelhaft, und es fiel von Zeit zu Zeit ein leichter Sprühregen, der bei der herrschenden Hitze als eine wahre Wohlthat empfunden wurde; um elf Uhr aber, wo die Auffahrt der fürstlichen Herrschaften von Kudesheim auf den Niederwald begann, hatte sich der Himmel völlig aufgeheitert, und es herrschte von da den ganzen Tag über das herrlichste „Kaiserwetter.“

An diese erste Unwahrheit über das Wetter schließt sich alsbald eine zweite. „Wenn man — erzählt der Herr Franzose weiter — die Steine des Grundbaues für die Bildsäule der Germania in die Höhe gehoben hätte, so hätte man ein Faß mit Dynamit entdeckt, und daran befestigt eine Zündschnur, die ihren Dienst schlecht verrichtete (natürlich leider! nach französischem Sinne). Einer der Mordgesellen, der nachher selbst das Verbrechen enthüllt hat, behauptete, daß er, von Gewissensbissen gepeinigt, die Schnur durchschnitten habe, weil er vor dem Unglück, das sich entladen sollte, zurückschreckte. Wenn die Dynamitmine gesprungen wäre, so flogen die deutschen Fürsten in die Luft und endeten gerade an dem Fuße des Denkmals, welches ihrem Ruhme geweiht ist. Alle (?) Throne wären erledigt gewesen; kaum hätte man hier oder dort Kinder darauf

setzen können, deren Krone nur eine Kinderhaube gewesen wäre. Das Standbild der ruhmvollen, reichen, blühenden Germania, umgeben von Fürsten, die sich ihrem Glück geweiht haben, in seinem Grundbau untergraben und im Begriff, in die Luft zu fliegen — das ist das Bild, das ist das Wahrzeichen Deutschlands!“ Diese nicht minder melodramatisch aufgeputzte Schilderung liefert wieder ein lehrreiches Beispiel, wie französische Schriftsteller mit der Wahrheit umspringen aus bloßer Effekthascherei. Bekanntlich war die Dynamitmine jener Mordgesellen (Schriftsetzer Reinsdorf und Konforten) nicht unter dem Standbilde der Germania angelegt — was ja nach gesundem Menschenverstande bei der ordnungsmäßigen Bewachung desselben einfach ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre —, sondern in ziemlicher Entfernung (etwa zehn Minuten davon) in einem gewöhnlichen Abzugskanal der von Rüdeshelm heraufführenden Straße. Aber ein bloßer Wasserdurchlaß, das würde ja in der rhetorischen Ausschmückung der Sache gar keinen Effekt machen; nein, der sein sensationsbedürftiges und leichtgläubiges Publikum kennende französische Schriftsteller versetzt, obwohl er weiß, daß er lügt, die Mine in den Grundbau der Germania selbst, um am liebsten diese samt Kaiser und Fürsten in die Luft fliegen zu lassen. Welches großartige Bild für die erhitzte Phantasie der rachedurstigen Franzosen! Die Mine ist, Gott sei Dank, auch in dem sehr gemeinen Straßkanal nicht losgegangen, und das Standbild der Germania thront noch heute stolz und sicher auf seiner Höhe und wird hoffentlich für alle Zeiten der ohnmächtigen Wut französischer Rhetoren Troß bieten.

Wenn solche Gehässigkeiten mit Wollust täglich in den Pariser Zeitungen abgelagert werden, so sind wir Deutsche seit siebzehn Jahren so daran gewöhnt, daß wir uns längst mit gebührender Verachtung darüber hinwegsetzen. Wenn aber selbst die angesehenste Zeitschrift des Landes, die einst viel bewunderte *Revue des deux mondes*, an der die ersten Schriftsteller Frankreichs arbeiten, sich dazu erniedrigt, dem fanatischen Revanchebedürfnis in allen denkbaren Formen zu genügen und damit der vulgären Leidenschaft in unwürdiger Weise zu schmeicheln, anstatt ihrer vom Größenwahn befallenen Nation den Spiegel der Selbsterkenntnis vorzuhalten und sie immer wieder daran zu erinnern, daß sie allein aus unverantwortlichem Frevelmut den schrecklichen Krieg von 1870/71 heraufbeschworen und darum auch von Rechts wegen die Folgen desselben zu tragen hat — so mag das Wort hart klingen, es ist aber leider nur allzuwahr, daß nicht nur der Franzose niederen oder mittleren Schlages, sondern selbst die höchstgebildeten Gesellschaftskreise in dem Urteil über alles, was Deutschland betrifft, seit dem letzten Kriege nicht als völlig zurechnungsfähig angesehen werden können. So sehr hat gallische Leidenschaft, tief verletzter Nationaldünkel, wilder Rachedurst selbst die helleren Geister der Nation umnebelt und verblendet. Ein höchst bedauerliches Anzeichen sittlichen Verfalles ist es, daß selbst bei den französischen Gelehrten sich der Sinn für die Wahrheit verliert: man betrügt die andern

und betrügt sich schließlich selbst; man lügt und wird zuletzt zum Simpel, der an seine eignen Lügen glaubt.

Besonders widerlich ist die Heuchelei, mit welcher selbst von den Gelehrten der *Revue des deux mondes* Frankreich immer als das unschuldige, friedfertige Lamm hingestellt wird, das sich Tag und Nacht vor einem plötzlichen Überfall des raubgierigen deutschen Wolfes zu hüten habe. Deutschland hat in einer nunmehr siebenjährigen Friedensperiode hinlänglich bewiesen, daß es keine Lust hat, sich nach Art eines Ludwig XIV. oder eines Napoleon I. von einem Raub- und Eroberungskriege in den andern zu stürzen, daß es einen Krieg, wie er ihm 1870 von Frankreich so frevelhaft aufgezwungen wurde, den es dann aber, wie sich gehört, so mannhaft und, wie es die Gerechtigkeit verlangte, siegreich durchgefochten hat, nicht will, sondern es vorzieht, in Frieden und Freundschaft mit allen seinen Nachbarn zu leben. Allein: Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt, und daß Frankreich für uns ein solcher böser Nachbar ist, das hat es durch seine zahlreichen Raubkriege gegen Deutschland, durch seine barbarischen Verwüstungen der Pfalz und der Rheinlande, durch seine ruchlosen Schändungen unsrer altehrwürdigen Kaiserdomen und Kaisergräber zur Genüge bewiesen. Also Deutschland als den blutgierigen Kriegswolf hinzustellen, das ist eine freche Fälschung der Geschichte; wenn deren Bücher nicht deutlich genug redeten, so würden die Steine, die Ruinen des Heidelberger Schlosses, der alten, ehrwürdigen Stiftskirche zu Hersfeld in Kurhessen und so vieler von den Franzosen während der letzten zwei Jahrhunderte in Deutschland frevelhaft zerstörten Schlösser, Burgen und Kirchen zum Himmel schreien. Als im vorigen Jahre das vierhundertjährige Jubiläum der Universität Heidelberg gefeiert wurde, zu dem fast alle Universitäten Europas ihre Vertreter gesandt hatten, da mußte den Abgeordneten der Pariser Universität von selbst ein Gefühl tiefer Scham bei dem Anblick der in bengalischem Lichte erstrahlenden Schloßruinen überkommen; denn sie gedachten des unmenschlichen Befehles des französischen Kriegsministers Louvois, die Pfalz mit Feuer und Schwert zu verwüsten (*de brûler le Palatinat*), sie gedachten der Greuelthaten ihrer mordbrennerischen Generale Duras, Melac und Monclar, sie gedachten der schmachvollen Denkmünze, welche Ludwig XIV. auf das brennende Heidelberg mit der Inschrift prägen ließ: *Heidelbergae deleta! Rex dixit et factum est* (Der König befahl's und Heidelberg wurde zerstört). Und dieses mordbrennerische Volk, das seine Helden- oder vielmehr Schandthaten im ganzen westlichen Deutschland mit scheußlichen Schriftzügen eingegraben hat, das in den Bildern seiner Ruhmesgalerie zu Versailles in Blut und Brand förmlich schwelgte, das durch die Schreckenszeit von 1793 und die Scheußlichkeiten des Kommuneaufstandes von 1871 den Ausspruch seines größten und eigensten Schriftstellers, Voltaire, der Charakter des französischen Volkes sei eine Mischung von Affe und Tiger, leider nur allzusehr

bestätigt hat, dieses Volk will sich als das fromme Lamm hinstellen, das kein Wässerchen trübe! Nein, und abermals nein, meine Herren Franzosen, das mögen Sie sich und Ihren geschichtsunkundigen Freunden in Rußland einzureden versuchen, aber jedermann in der ganzen Welt, der die Geschichte kennt, weiß zur Genüge, was es von dieser Narrensposse zu halten hat.

Und wie es jedem Heuchler geht, so bricht auch bei Herrn Lavisse durch den ganzen Schwall schönklingender, gleichnerischer Redensarten die wahre Gesinnung hindurch, wenn er versichert, eine aufrichtige Versöhnung (zwischen Frankreich und Deutschland) sei unmöglich, aber Frankreich werde warten, es werde sich nicht blenden lassen durch die Blicke und Flügelschläge des deutschen Adlers, der über den Vogesen kreise, es werde vielleicht auf seinen Lohn warten müssen, aber es werde ihn erlangen; wenn er der französischen Demokratie weise Ratschläge erteilt, wie sie die Bundesgenossenschaft monarchischer Staaten — gemeint ist natürlich in erster Linie Rußland — gewinnen könne. „An dem Tage, er sei fern oder nahe — so schließt er mit dem unvermeidlichen Knalleffekt —, wo sie [etwa Rußland und Dänemark] ihre Heere in Marsch setzen, werden sie — man beachte die feine und doch so durchsichtige Wendung! — Beweise einer zuvorkommenden Hochachtung einem wenn auch demokratischen Staate geben, der über eine Million Soldaten verfügt.“

Sa ja, das bleibt unter allen Umständen des Pudels Kern, der langen gleichnerischen Rede kurzer Sinn — die Million Soldaten, und über diesen Kern aller französischen Friedensheucheleien ist sich das deutsche Volk ebenso klar wie das französische. Das aber mögen sich Herr Lavisse, Herr Cherbuliez (oder wie er sich aus einer Art Schamgefühl bei seinen deutschfeindlichen Artikeln in der Revue des deux mondes mit falschem Namen unterzeichnet: Herr Walbert) und wie sie alle heißen, die Revancheheger der französischen Gelehrtenwelt, das mögen sie sich gesagt sein lassen: Kommt es endlich zu dem von ihnen herbeigesehnten Kriege, dem Deutschland bisher trotz aller unerhörten Herausforderungen mit beispielloser Langmut aus dem Wege gegangen ist, so wird ein gutes Teil der schweren Verantwortung auch auf die „Pharisäer und Schriftgelehrten“ der Revue des deux mondes zurückfallen, an denen sich dann das biblische Wort erfüllen wird: Wer Wind säet, der wird Sturm ernten.

